
Bräuche, Sitten und Traditionen aus dem einstigen Flecken Willstätt

Ingrid Hahn

Der Schurdi

Am Montag nach dem Küchelsonntag fand in Willstätt der „Schurdi“ statt. Dieser alte Brauch bestand darin, dass am Nachmittag die Schulbuben diesseits und jenseits der Kinzigbrücke zu einem Wettkampf antraten. Dabei ging es sehr gewalttätig zu. Oft beteiligten sich zusätzlich die bereits aus der Schule entlassenen Buben.

Mit großen Wasserbehältern oder Holzspritzen ging es aufeinander los mit dem Ziel, die Gegner nass zu machen. Das Größte war, wenn es gelang, dem Gegner eine Ladung Wasser ins Gesicht zu spritzen. Die kleineren Buben, die Mädchen und Frauen schafften in großen Zubern Wasser heran, die an die Straße gestellt wurden. Ein großer Erfolg war auch, wenn es gelang, dem Gegner die Wasserkübel umzukippen oder gar mitzunehmen, um das Nachfüllen der „Schurbüchsen“ zu verhindern. Für dieses Prozedere wurden die ältesten Klamotten angezogen, die mehrmals, wenn sie tropfnass waren, gewechselt werden mussten. Dorfchronist Johann Jockers erinnert sich, dass es eine raue, aber schöne Sitte war.

Schlempeln

Junge Burschen machten sich einen Spaß daraus, Hausbewohner aus dem Schlaf zu reißen. Einige alte Sensen wurden zusammen gebunden und an den geschlossenen Fensterläden festgemacht. Durch ein Seil waren sie im Versteck mit den Sensen verbunden und verursachten durch Ziehen ein großes unangenehmes Geräusch. Es machte ihnen einen Heidenspaß, wenn ein aus dem Schlaf gerissener Hausbewohner mit einem Prügel aus dem Haus stürzte und meistens das Nachsehen hatte. Zuweilen war vor der Tür ein Hindernis aufgebaut, über das der gereizte Hausbewohner der Länge nach hinfiel.

Schnurren

Bei der Tabakernte wurde in der Regel abends in den Scheunen und Schöpfen, meistens von den Frauen, Tabak „angestochen“ (eingefädelt).

Mädchen und Burschen schlichen sich unbemerkt heran und uzten mit verstellter Stimme die helfenden Leute. Es war ein humorvolles Hin und



Tabakanstechen etwa 1965



1913

Her mit Rede und Antwort und viel Gelächter. Das Schnurren war sehr beliebt. Es gab keine Bosheit, sondern nur fröhlichen Unsinn. Für die Helferinnen endete der gesellige Abend mit Kaffee und einem „Schleckelfladen“ (Marmeladenbrot). Bis 1988 pflanzte man in Willstätt Tabak an.

Kindererziehung

Wenn Kinder nicht pantierten, beim Läuten der Abendglocke nicht nachhause kamen, oder nicht ins Bett wollten, machten ihnen die Eltern Angst, in den meisten Fällen waren es die Mütter, indem sie sagten: „Du muesch horche, sonsch kommd d’Nachtgrabb.“ Was der Nachtgrabb darstellen sollte, ist nicht bekannt.

Waren Kinder abends unterwegs und mussten auf dem Heimweg über den „Dich“ (Teich) gehen, wurde ihnen mit dem Ausspruch „d’Hogemann“ kommt Angst gemacht. D’Hogemann kann nur mit Hakenmann in schwarzer Gestalt übersetzt werden.



entfernt 2007



entfernt 2006

Die letzten Birnbäume im Dorf

Bis etwa in die 1960er-Jahre stand fast in jedem Hof ein großer Birn- oder Nussbaum. Die Bäume spendeten nicht nur Schatten, sondern man war auf die Früchte angewiesen. Die Birnen (Mostbirnen) brauchte man für den Most, die Nüsse für Linzertorten und Weihnachtsgebäck. Äpfel und Birnen wurden im Sommer auf einer Apfel- oder Birnenhorde in der Sonne getrocknet. Die Birnen schnitt man in Schnitze, die Äpfel in Scheiben. Das getrocknete Obst wurde im Winter zum Backen und als Kompott verwendet.

Nach dem 2. Weltkrieg, als es wirtschaftlich wieder aufwärts ging, verschwand ein Baum nach dem andern aus den Höfen. Most war nicht mehr gefragt, Weinflaschen lagerten im Keller. Statt Nüsse zu verwenden kaufte man gemahlene Mandeln in den Läden. Die im Herbst fallenden Blätter wurden zur Last.

Friedenslinde

Nach dem 1870/71er Krieg, den Frankreich (nach massiver Provokation von deutscher Seite „Emser Depesche“!) erklärt und schließlich verloren hatte, wurden in unserem Land Friedenslinden gepflanzt. Auch in Willstätt wurde bei der Friedensfeier am 28. Februar 1871 eine Linde, an der ehemaligen Abzweigung nach Legelshurst, gepflanzt.

Bürgermeister Jakob Hetzel hielt am Baum folgende Rede:

„Dieser Baum ist gesetzt zum Andenken an den uns mitgetheilten Friedensschluss, als Zeichen des Friedens möge er wachsen, grünen und blühen, möge Gott seinen Segen geben, daß wir und unsere Nachkommen in ungestörtem Frieden die duftenden Blüthen daran pflücken dürfen. Wir aber wollen, so oft wir diesen Friedensbaum ansehen, daran gedenken, die mit ihrem Gut und Blut diesen für uns so ehrenvollen Frieden erkämpft haben.“

Im Anschluss daran gab es ein Festessen.

Die Linde musste wegen Krankheit etwa Mitte der 1980er-Jahre gefällt werden.

Auch in der Nazizeit wurden Ehrenbäume gepflanzt. Im Hof der Alten Schule pflanzte man zu Ehren von Adolf Hitler und Hermann Göring zwei Lindenbäume. Diese Pflanzaktion wurde feierlich vom Musik- und Gesangsverein umrahmt. Viele begeisterte Willstätter wohnten dieser Zeremonie bei. Die letzte dieser beiden Linden musste in den 1980er-Jahren gefällt werden.





*Konfirmandinnen 1936 in ihren
„Ersten Sonntagskleidern“*

Kirche und Konfirmation

Judika war bis im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts der Konfirmationssonntag. Es war der zweite Sonntag vor Ostern.

Ein Konfirmand des Jahres 1898 hat festgehalten, dass die Gemeindeglieder, vorwiegend die Paten (Götteln und Pfetter) und Honoratioren vor dem Festgottesdienst Spalier standen. Beim Einzug in die Kirche mussten die Konfirmanden jedem die Hand geben.

Die Prüfungen des damaligen Pfarrer Bender waren gefürchtet. Nach dem Gottesdienst blieb den Konfirmanden kaum Zeit zum Mittagessen, denn es warteten bereits zwei Leiterwagen, die sie nach Achern und zum Edelfrauengrab bringen sollten. In Achern waren sie Gäste des dortigen Pfarrers, der sie mit Würstchen und Bier verköstigte.

Gegen 22.00 Uhr kamen die Konfirmanden todmüde nach Hause.

Nach alter Tradition wurde anschließend bei der ältesten Konfirmandin und dem ältesten Konfirmanden Kaffee getrunken. Dabei wurden die Mädchen vom Gastgeber mit Brezeln beschenkt und die Buben mit Honigzucker und Gutsle. Die Brezeln wurden auf einem langen Stecken aufgereiht, den die Buben der 7. Klasse nachmittags im Gottswald holten. Als Belohnung erhielten diese Bonbons geschenkt.

Für die Konfirmanden war es ein sehr anstrengendes Fest. Es ist anzunehmen, dass für sie der folgende Montag schulfrei war.

Bis Mitte der 1950er-Jahre hielt sich der Brauch in abgewandelter Form. Am Palmsonntag Nachmittag wurden die Konfirmanden zum Kaffee ins Pfarrhaus eingeladen.

Anstelle des heutigen Dankopfers wurde im Konfirmandenunterricht eine Dose aufgestellt, in die man etwas Geld einlegte.

Am Sonntag nach der Konfirmation traf man sich bei den ältesten Konfirmanden zum Kaffee. Gegenseitige Geschenke gab es nicht mehr.

Am Palmsonntag durften die Konfirmanden in ihren schwarzen Kleidern zum ersten Mal an der Feier des „Heiligen Abendmahles“ teilnehmen.

Zum Gottesdienst an Karfreitag trug man ebenfalls schwarz. Nachmittags traf man sich zum gemeinsamen Spaziergang in den Gottswald.

Bis in die frühen 1960er-Jahre gab es den „Ersten Sonntagsrock“, der an Ostern Premiere hatte. In jener Zeit sprach man nicht von einem Kleid, sondern von einem Rock. (Den eigentlichen Rock nannte man „Unterstock.“)

Einzug des neuen Pfarrers

Bei der Neubesetzung der Pfarrstelle wurde der neue Pfarrer mit der „Schees oder Bräk“ von einem Willstätter Gemeindeglied am Legelshurster Bahnhof abgeholt. Vor dem Dorf warteten die Späher, bis die Schees mit dem Gast zu sehen war.

Sofort wurde zur Kirche geeilt und Meldung gemacht, dass der Pfarrer in das Dorf einfährt und mit dem Läuten begonnen werden kann.

Im Jahre 1923 holte Hans Pfozter Pfarrer Hugo Batz mit der Bräk am Legelshurster Bahnhof ab. Die Schulkinder von der 1. bis zur 8. Klasse standen von der Kirche bis zum Pfarrhaus Spalier, um dem neuen Pfarrer „Ehre“ zu erweisen.

Auf der Treppe des Pfarrhauses wurde er von einem Kirchengemeinderat empfangen und ihm der Schlüssel für das neue Heim übergeben. Pfarrer Hugo Batz wirkte von 1923 bis 1957 in Willstätt.

Weit weniger komfortabel wurde am 16. Oktober 1957 sein Nachfolger Pfarrer Ernst Cleiß in seiner neuen Kirchengemeinde empfangen. Es standen auch keine Schüler Spalier. Von Heidelberg kommend stieg Pfarrer Cleiß in Appenweier aus und hoffte auf eine Busverbindung nach Willstätt. Weil im Anschluss kein Bus nach Willstätt fuhr, machte sich Pfarrer Cleiß zu Fuß auf den Weg zu seiner neuen Wirkungsstätte. Mit dem Kirchengemeinderat Lemke traf er sich in dessen Wohnung. Lemke informierte durch einen Boten den damaligen Kirchendiener, dass mit dem Glockengeläut begonnen werden kann. Lemke begleitete den neuen Ortsgeistlichen unter dem Klang der Glocken zum Pfarrhaus.

Weil das Pfarrhaus bei seiner Ankunft gerade renoviert wurde, musste Pfarrer Cleiß zwei Monate im Gasthaus Adler wohnen. Seine Familie folgte ihm am 10.12.1957.

Jugendsonntag

Im Juni feierten die Schulkinder den Jugendsonntag, der von Pfarrer Batz eingeführt wurde.

Die Mädchen suchten Gänseblümchen (Zitterresle) auf den Wiesen und fertigten sich ein Haarkränzchen. Die Buben steckten sich einen kleinen Strauß in die Jackenbrusttasche oder ins Knopfloch.



Im Pfarrhof mussten sich die Kinder paarweise aufstellen und feierlich in die Kirche einziehen, wo sie von den Eltern und Verwandten erwartet wurden.

Zum Gottesdienstbeginn sang man begeistert das Lied „Lobt froh den Herrn ihr jugendlichen Chöre.“

Dieser Brauch endete mit dem Weggang von Pfarrer Batz.

Glocken läuten

Über viele Jahrzehnte war es die Aufgabe der Kirchengemeinderäte und Konfirmanden, die Glocken zum Gottesdienst zu läuten.

Mindestens vier Personen mussten anwesend sein, um alle vier Glocken zusammen läuten zu lassen. Die große Glocke erforderte, je nach Kraft der Läutenden, zwei Personen.

Manchmal ließen sich die Konfirmanden mit dem Seil ein Stück nach oben ziehen, was immer sehr lustig war.

Ganz so eng sahen die Jugendlichen das Läuten nicht. Es wurde keineswegs gleichmäßig an den Seilen gezogen, sodass ab und zu das Geläut sehr jämmerlich klang. Im Laufe der Zeit fanden sich immer weniger Bereitwillige, die dieses Amt übernahmen. Auch die Konfirmanden waren nicht mehr zu motivieren.

Aufgrund der Situation beschloss der Kirchengemeinderat 1968/1969 eine entsprechende Elektronik einbauen zu lassen, die das Läuten übernahm.

Als historischen Beitrag zum Moscherosch Festjahr 2001 wurde auf Anregung des Kirchengemeinderates Christian König die „Handläute-Vorrichtung“ für 10.000 DM (Spendengelder) wieder eingebaut.

Die Hoffnung, dass bei Hochzeiten und sonstigen kirchlichen Festen als Bereicherung die Glocken wieder von Hand geläutet werden, hat sich nicht



*Täufling Marie Steinmetz geb.
Lutz 1915 im Steckkissen*

erfüllt. Beim Moscherosch-Festgottesdienst und der 250-Jahrfeier der Barockkirche Willstätt fanden sich einige Männer, die die Kirchgänger mit „handgeläuteten Glocken“ empfingen.

Am Sylvesterabend trafen sich früher die Willstätter kurz vor 24.00 Uhr an der Kirche und warteten auf das feierliche Glockengeläut. Man wünschte sich gegenseitig ein „gutes neues Jahr.“ Anschließend traf man sich in den Gasthäusern zu einem Umtrunk. Als die wirtschaftliche Lage sich verbesserte, hatten die meisten Einwohner Wein und Bier im Keller und feierten Sylvester zu Hause mit Freunden.

Die Glocken läuten zwar immer noch am 31. Dezember um 24.00 Uhr, aber die Menschen strömen nicht mehr zur Kirche hin.

Unzählige Böllerschüsse übertönen zwischenzeitlich das Glockengeläut.

Kindstaufe

Die Kindstaufe war ein an Traditionen im christlichen Glauben gebundenes Familienfest. Anfang des 20. Jahrhundert brachten Paten das Kind zur Taufe, während die Kindsmutter zu Hause das Essen zubereitete. Getauft wurde außerhalb des Gottesdienstes und auch wochentags. Besonders in Kriegszeiten wurden die Neugeborenen wochentags, ohne Glockengeläut und ohne Paten getauft, da sich die meisten im Kriegseinsatz befanden. In der Regel hatte jedes Kind sechs Paten, drei Götteln (Patin) und drei Pfetter (Pate). Einer Patin wurde das Ehrenamt zugedacht, den Täufling in die Kirche zu tragen und während der heiligen Handlung auf den Armen zu halten.

Bereits wenige Wochen nach der Geburt wurde der Säugling getauft. Dem Täufling wurde ein Kittelchen angezogen und in ein Molton-Einschlagtuch gewickelt, auf ein Kissen gelegt und mit einem schönen Tauf Tuch zugedeckt, das die Hebamme leihweise zur Verfügung stellte. Für die Mädchen gab es ein rosa und für die Buben ein blaues Tuch. Es gab auch spezielle Steckkissen sowie Taufkleidchen, die hinten offen waren, damit



*Täufling Sabine Hahn mit Uropa
1961*

sie über das Kissen ausgebreitet werden konnten. Die Ausstattung und Ausschmückung des Säuglings hing von den finanziellen Möglichkeiten der Familie ab.

Kranke und schwächliche Säuglinge wurden gleich nach der Geburt zu Hause getauft. Kein Kind sollte ungetauft sterben müssen.

Nach dem 2. Weltkrieg setzte sich die Tradition in gewohnter Weise fort, veränderte sich jedoch im Laufe der Jahre. Die Taufe fand nun im Kindergottesdienst statt, die Kinder sangen Tauflieder. Nach der Taufe eilten die Kinder gleich aus der Kirche, um einen guten Platz aufs Zollerbecke Staffel (ehemalige Bäckerei Helfrich) zu bekommen. Nach der Taufe warfen die Paten „Gutsle“ in die wartende Kinderschar. Das war stets etwas Besonderes. Es kamen auch Kinder, die nicht im Kindergottesdienst waren. Es sprach sich herum, wer und wann getauft wird. Damals hatten die Kinder kein Geld, um sich Süßigkeiten zu kaufen.

Seit Ende der 1970er-Jahre werden die Kinder während des Gottesdienstes getauft. Es soll versinnbildlichen, dass der Täufling in die „Christliche Gemeinschaft“ aufgenommen wird. Dies wird heute – im Jahre 2008 – noch genauso praktiziert. Nur sind die Kinder in der Regel älter und haben keine spezielle Taufkleidung mehr an, aber sie werden immer fein und hübsch angezogen. Die Tradition des „Gutsle-Werfens“ verlor sich in den 1970er-Jahren. Seit etwa 1980 wird jedem Täufling ein Bibelvers zuge-dacht.

Viele Eltern lassen ihre Kinder nicht mehr taufen.

Eine sehr alte und schöne Tradition waren die „Göttelbriefe“, die es leider nicht mehr gibt. Diese Briefe beinhalteten die besten Wünsche für das Kind.



Pfetterbrief von 1839



Göttelbrief von 1869

Aus der Schule geplaudert

Die Klassenbesten durften früher in der ersten Reihe sitzen. Man saß „zowerschd“ (zu oberst) Das war eine besondere Ehre. Die Zweitbesten saßen in der zweiten Reihe usw. Die schlechtesten Schüler mussten mit der letzten Bankreihe vorlieb nehmen. Der oder die Klassenbeste hatten den Vorzug, dem Herrn Lehrer die Schuhe putzen zu dürfen. Dafür gab es an Weihnachten ein prächtiges Bilderbuch.

Handarbeit

war für Mädchen bis etwa 1975 ein wichtiges Pflichtfach. Vor allem im 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts erhielten die Schülerinnen in wichtigen Näharbeiten Unterricht. Sticken, stricken, flicken, Knopflöcher nähen, Knöpfe annähen u. a. wurde den Mädchen beigebracht.

Lange Zeit wurde das „ABC“ und verschiedene „Stiche“ auf ein grob gewobenes Stück Leinen mit Namen und Jahreszahl gestickt. In der 8. Klasse mussten die Mädchen ein Hemd nähen. Als die selbst genähten Hemden aus der Mode kamen, mussten Nachthemden genäht werden.

Einmal im Jahr kam eine Kommission vom Frauenverein und begutachtete die Handarbeiten. Besonders begabte Mädchen erhielten ein Lob.



Sticktuch



Näh- u. Flicktuch

In dieser Form gibt es keinen Handarbeitsunterricht mehr. Stricken für Mädchen *und* Buben ist angesagt.

Mütterberatung

Für Säuglinge und Kleinkinder fand in der Schule in unseren Dörfern monatlich eine Mütterberatung statt. Der Termin wurde durch den Boten (Bott) bekannt gegeben. Eine vom Gesundheitsamt entsandte Ärztin untersuchte die Kinder und überprüfte die Entwicklung, Bewegung, Gewicht und Größe. Sie gab Ratschläge über Ernährung und Pflege. Babywaagen konnten vom Gesundheitsamt ausgeliehen werden. Zu diesen Terminen zogen die Mütter die Kinder extra chic an.

Die Mütterberatung wurde durch die fortschrittliche medizinische Entwicklung, die hausärztliche Betreuung und Vorsorgeuntersuchung beim Kinderarzt überflüssig.

Es war eine sinnvolle Einrichtung.

Die vom Gesundheitsamt vorgeschriebenen Schüler-Pflichtimpfungen fanden ebenfalls in der Schule statt.

Unterhaltung

Hin und wieder kam ein Drehorgelmann ins Dorf und leierte seine Moritaten herunter, wozu meist eine Frau den Text sang und mit einem Stock auf Bilder zeigte, wo die „Moritaten“ abgebildet waren. Ab und zu kamen Männer mit dressierten Hunden und Katzen durchs Dorf. Die armen Tiere mussten Roller fahren und durch Ringe springen. Die meist kleinen Zuschauer warfen für die Vorstellung einige Pfennige in den Hut.

Fahrende Händler

Ein Besenmann machte regelmäßig die Runde im Dorf, um seine Birkenreisigbesen zu verkaufen. Er kam immer zu Fuß von Kappelrodeck und schob schlecht gelaunt seinen Karren vor sich her und führte Selbstgespräche. Wenn er in einem Hause keinen Besen verkaufen konnte, lief er schimpfend davon.

Von Renchen kam gelegentlich ein Wagen mit Gebrauchsgeschirr, obwohl in Willstätt ein großes Kolonialwarengeschäft mit allen haushaltsnotwendigen Artikeln vorhanden war. Fahrende Händler brachten nicht nur Waren ins Dorf, sondern auch Neuigkeiten, denn nicht jeder Haushalt konnte sich eine Tageszeitung leisten. Die Hausfrauen freuten sich über jede Abwechslung im grauen Alltagseinerlei.

Auch der Bürstenmann machte zwei bis dreimal jährlich seine Aufwartung. In seinem Verkaufswagen hatte er ein breit gefächertes Bürsten- und Besenangebot, extra große Putzlappen, eben alles für den Hausputz.

Moderne Reinigungsgeräte haben den Bürstenmann verdrängt. Gelegentlich ist er noch auf den Jahrmärkten zu sehen.

Aus Achern kam der Tee- und Gewürzmann, der die Hausfrauen mit allen notwendigen Koch- und Backzutaten, Gesundheitstees und Kräutergelüsten belieferte. Mit der Motorisierung der Hausfrauen ging der Bedarf stetig zurück. Mitte der 1980er-Jahre stellte er seine Verkaufsfahrten ein.

Lebensunterhalt

Die Versorgung der Bevölkerung ohne eigenes Ackerland war sehr mühsam. Wer einen Hausgarten und ein paar Hühner besaß, konnte sich damit das Notwendigste zum Leben sichern.

Auf gemeindeeigenem Gelände wurden Hausgärten angelegt, um die Versorgung der finanzschwachen Bevölkerung zu sichern. Kinder, die von Eltern nicht ernährt werden konnten, mussten bei Bauern für ihr Essen arbeiten. Auch Ähren auflesen war eine Kinderarbeit.

Nach dem Abernten der Getreidefelder wurden die liegen gebliebenen



Dieser Dreschschopf gehörte bis 1974 der Adlerwirtsfamilie Meyer



Beim Dreschen

Ähren aufgelesen, im Dialekt: „mir hän g'ährt.“ (Wir haben Ähren aufgelesen.)

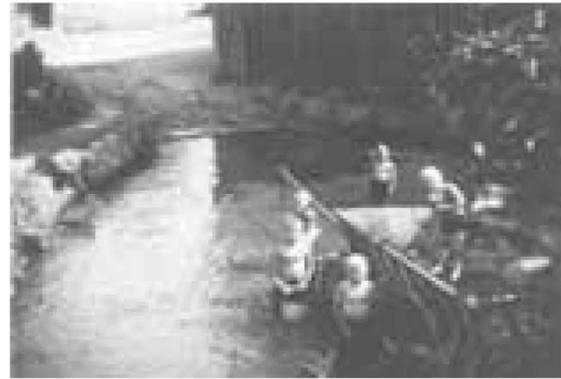
In Ermangelung von Schuhen mussten die Kinder oft barfuß über die Stoppelfelder laufen.

Mit dem Dreschflegel wurden die Ähren zuhause „gedroschen“. Das aus dem Korn gewonnene Mehl sicherte das „tägliche Brot“.

In der neueren Zeit übernahm eine Dreschmaschine die Arbeit. Nach den Landwirten durften die Nichtlandwirte ihr aufgelesenes Getreide ausdreschen lassen.



Rossschwemme



Die Bräk wird gewaschen

Bei der Kartoffelernte durften die wenigen, liegen gebliebenen Kartoffeln „nachgelesen“ werden („Grombeere retzle“). Meistens musste zuvor bei der Kartoffelernte geholfen werden, um dieses Privileg zu bekommen.

Wurde in der Nachbarschaft ein Schwein geschlachtet, hofften die in der Nähe Wohnenden auf eine Kanne Wurstsuppe, wenn möglich mit kleinen Fettstückchen drin. Das war eine Delikatesse, nicht nur in der Nachkriegszeit. Vor allem war ein Mittagessen gesichert. Um die Suppe gehaltvoller zu machen, schnitt man Brot hinein. Schwamm in der Suppe eine Blut- und Leberwurst war die Freude riesengroß.

Im Oktober/November wurden Pilze gesucht. Um welche zu finden, musste man sehr früh aufstehen, sonst waren sie schon abgeerntet. Damals gab es noch sehr viele Wiesen. Die meisten Champignons standen an Stellen mit dunklem Gras. Keiner verriet dem andern seinen „Pilzplatz“. Handgeschabte Spätzle und Pilzsoße waren eine Delikatesse.

Wie arm die Bevölkerung teilweise war, besagt nachstehende Überlieferung.

Eine Frau aus dem Winkel ging zu Frau Marquardt (Kolonialwaren) und bat um etwas Heringbrühe: „Frau Marquardt, hän se noch es bessel Häribrij, die esse mir so gern zue d’Grombeere.“

Vielleicht schwamm noch ein Heringschwanz in der Brühe.

Rossschwemme

Am Bach, gegenüber dem Friedhof war eine Rossschwemme. Dort wurden die Pferde nach ihrer Arbeit, besonders an heißen Tagen, ins Wasser geführt und gewaschen. Die Pferde in die Schwemme zu reiten, war bei den Kindern sehr beliebt.

Im Dorf gab es einst viele Pferde, die zur Feldarbeit angespannt wurden. Unterwegs ließen sie oft ihre „Pferdeäpfel“ fallen, die von den Kindern eingesammelt wurden und in den Hausgärten als Düngemittel Verwendung fanden.

„Rossbolle sammeln“ war keine beliebte Kinderarbeit. Die Kinder genierten sich deswegen.

Meerrettichfrau

Bis in die frühen 1980er-Jahre kamen im Herbst Frauen aus Urloffen mit dem Rad in die nähere Umgebung, um ihren Meerrettich zu verkaufen. Sie gingen von Haus zu Haus und boten die scharfe Wurzel an. Erfahrene Hausfrauen kratzten den Meerrettich an, um festzustellen, dass er innen weiß ist.

Es konnte vorkommen, dass die Wurzel alt und innen braun war. Meistens schnitten die Frauen von der Wurzel ein Stückchen ab, um zu zeigen, dass ihre Ware einwandfrei ist.

Den Meerrettich auf einer Reibe zu schaben, war eine sehr tränenreiche Angelegenheit. Jedes Familienmitglied versuchte sich vor dieser Arbeit zu drücken.

Wurde die Wurzel nicht sofort verwendet, grub man sie im Garten in die Erde (einschlagen), um sie frisch zu halten. Es kam öfters vor, dass der Meerrettich vergessen oder nicht mehr gefunden wurde.

Meerrettichsoße, gekochtes Rindfleisch und Rahnensalat, waren früher bei Hochzeiten *die* Vorspeise.

Urloffen ist als Meerrettich-Dorf bekannt.

Seit vielen Jahren wird der Meerrettich fix und fertig gerieben in Gläsern im Supermarkt verkauft.

Ereignisse auf der Kinzig und der Hanfrötze

Unsere Kinzig war in besonders strengen Wintermonaten wochenlang zugefroren. Das war Freude pur für die Kinder und Jugendlichen. Einige Privilegierte besaßen Schlittschuhe. Die meisten Kinder jedoch rutschten einfach auf dem Eis hin und her. Wer einen Schlitten besaß, schob ihn an, setzte sich schnell drauf und konnte eine große Strecke mit dem Schlitten auf dem Eis dahingleiten. Oder mehrere Kinder benutzten gemeinsam einen Schlitten.

Am besten zu nutzen war die Eisfläche bei „s’Blechhanse“.

In die Mitte der Eisfläche wurde ein Balken gerammt und Seile daran festgebunden. So konnten sich die Kinder und Erwachsenen wie auf einem Karussell im Kreise drehen.

Der „Tanz auf dem Eis“ war ein besonderes Erlebnis. Zu den Klängen einer Musikkapelle tanzten unzählige Paare auf dem Eis.

Auf der Amtsmatt verkaufte Bäcker Schadt Kaffee und Kuchen. Gegenüber im Kling wartete Karl Ferber mit heißen Würstchen und Getränken auf.



Auf den Eisschollen 1929



Ein Balken wird ins Eis geschlagen



Eishockey 1999

Besonders kalte Winter herrschten in den Jahren 1879/1880 und 1929/1930. 1956 hatte die Kinzig eine fast geschlossene Eisdecke bis nach Offenburg.

Ein großes Problem für das Kinzig-Stellwerk bedeutete der Eisgang. Oft musste das Eis gesprengt werden, um das Kinzigwehr vor Zerstörung zu retten.

Nach der Kinzigverlegung 1957 trat 1963 nochmals ein Eis-Stau auf. Um das neue Wehr zu schützen, mussten die Eisplatten mit Hilfe des THW gesprengt werden.

Diese Aktionen zogen immer viele Schaulustige an.

Die einstigen Rötzen bedeuteten für Schulkinder und Jugendliche Unterhaltung und Bewegung in kalten und tristen Wintertagen.

Auf der letzten übrig gebliebenen Rötze kann man bis in die jüngste Zeit an frostigen Wintertagen Schlittschuh laufen, Eishockey spielen oder einfach nur auf dem Eis rutschen.

Stellen eines Maibaumes

Eine alte Tradition ist „das Maibaum stellen“ an den Gastwirtschaften. In der Regel wird dies von den „Stammtischlern“ ausgeführt. Eine Birke aus dem Wald wird mit bunten Bändern geziert und am Abend vor dem 1. Mai vor der Gaststätte standsicher aufgestellt. Der Wirt lädt anschließend zu Freibier ein.

Inzwischen gibt es in Willstätt nur noch wenige Wirtschaften mit einem festen Stammtisch. Im Jahre 2007 war das Gasthaus Krone die einzige Wirtschaft, die einen „Maibaum“ gestellt bekam.

Bei der Wiederwahl von Bürgermeister Fuhri im Jahre 1971 wurde ihm vom Turnverein an seinem Wohnhaus ein „Maien“ gestellt. Es war eine riesengroße Tanne mit geschältem Stamm und einem Kranz mit bunten Bändern.



„Maien“ für den neuen Bürgermeister

Am 14. März 1999 wurde Bürgermeister Kleinhans zum dritten Mal in das Amt des Bürgermeisters gewählt. Die Bauhofarbeiter stellten ihm an seinem Wohnhaus eine prächtige Tanne.

Vor vielen Zuschauern wurde am 1. Juni 2007 dem frisch gewählten Bürgermeister Steffens am Rathaus ein bunt gezierter Maibaum aufgestellt. Im Legelshurster Wald wurde eine stattliche Birke geschlagen, zubereitet und nach Willstätt transportiert. Die Feuerwehr der Gesamtgemeinde Willstätt brachte den Baum mit großer Kraftanstrengung in die Senkrechte. Anschließend gab es Freibier und Brezeln im Rathaushof.

Auf die Frage einer Willstätterin an einen Legelshurster: „Wo esch denn d'r schene Boam her“ bekam sie folgende Antwort: „Von Lejelzorscht nadirli, d'Wellstätter hän jo ken Wald.“

Sperrnacht

Die Sperrnacht war eine uralte Sitte in unserer Gemeinde, die sich immer vom 23. auf den 24. Dezember eines jeden Jahres abspielte.

Junge Burschen streiften in der Nacht durch das Dorf und schleppten nicht weggeräumte Gegenstände ans Rathaus. Hoftore und Fensterläden wurden ausgehängt, Leiterwagen fortgeschoben, Leitern und Schalbüre (Schaltbahnen), Gartenmöbel, Sonnenschirme, Blumenkübel, Dreckeimer, Fahrräder, Baumaschinen, Anhänger, Blumentröge u. a. wurden fortgeschleppt. Alles was in nicht abgeschlossenen Höfen stand wurde, weggetragen. Sogar ein Bulldozer erreichte geräuschlos das Rathaus.

Am Morgen des 24. Dezember waren die Einwohner damit beschäftigt die, weggeschleppten Gegenstände wieder abzuholen, sofern das Verschwinden gleich bemerkt wurde. Viele Dinge blieben über Weihnachten stehen, die die Gemeindearbeiter hinter das Rathaus stellten. Über die Weihnachtstage wäre diese Stellage kein feierlicher Anblick gewesen.

Anfang der 1980er Jahre eskalierte dieser Brauch. Abwasserdeckel wurden herausgerissen, Blumentröge in die Kinzig und den Plauelbach geworfen, die elektrische Beleuchtung des Weihnachtsbaumes vor dem Rathaus zerstört u. v. a.

Nach Ermahnungen von Seiten der Gemeindeverwaltung konnte der Brauch wieder in geordnete Bahnen gelenkt werden.

In der Sperrnacht 2005 wurden wieder große Schäden angerichtet. An den Gasthäusern wurde die Weihnachtbeleuchtung durchgeschnitten, ebenso die Beleuchtung des Weihnachtsbaumes vor dem Rathaus, Blumentröge wurden von den Fenstern heruntergeworfen, Dreckeimer ausgeleert u. v. a.

Aufgrund dieser unkultivierten Ereignisse beschloss der Ortschaftsrat die Sperrnacht zu verbieten. Für das Jahr 2006 wurde eine verstärkte Polizeipräsenz angefordert.

Es ist schade, dass diese Sitte durch die Zerstörungswut einiger Jugendlichen so enden musste.

Musikalische Begrüßung des 1. Mai

Der Musikverein begrüßte die Einwohnerschaft am 1. Mai mit zünftiger Musik. Bereits früh um 6.00 Uhr begann die Fahrt durchs Dorf. Sicherlich hätten manche Leute gerne länger geschlafen. Einst fuhr man mit dem Pferde- oder Kuhfuhrwerk, als diese Fahrzeuge knapp wurden, gingen die Musikanten zu Fuß, später saßen sie dann auf einem LKW. An verschiedenen Stellen jeder Straße wurde ein Ständchen vorgetragen. Gelegentlich haben Anwohner die Musikanten mit einem Umtrunk bedacht.

Im Jahr 1984 wurde zum letzten Mal auf diese Weise zum 1. Mai aufgespielt.

Seit 2003 geht eine kleine Abordnung zu Fuß durchs Dorf und begrüßt den 1. Mai mit flotter Musik. Allerdings nicht mehr morgens um 6.00 Uhr.

Tra m'r schnell zuem Beck d'Kueche

Als in den Haushalten noch auf dem Kohlenherd gekocht und gebraten wurde, war es nicht so einfach, einen Kuchen in den Ofen zu schieben und zu backen. Eine gleichmäßig notwendige Hitze die der Kuchen benötigte, war nicht möglich.

Der Kuchen wurde auf dem Kuchenblech zum Bäcker (Ochsebeck) getragen. Der Backofen hatte nach dem Brotbacken noch die nötige Hitze und der Bäcker das fachmännische Auge.

Meistens mussten die Kinder die Kuchen zum Bäcker tragen und auch wieder abholen. Ob der Kuchen immer unversehrt nach Hause kam, ist zu bezweifeln.

Der Backpreis betrug 15–20 Pfennig.

Eier einlegen

Über den Winter legen die Hühner bei herkömmlicher Haltung kaum Eier. Um den Eiervorrat in der kalten Jahreszeit zu sichern, wurden sie in Tongefäße eingelegt und mit Wasserglas, einer gallertartigen Masse (Natrium- oder Kaliumsilikat), übergossen. Die Eier wurden dadurch konserviert und waren jederzeit zu verwenden. Wasserglas war auch unter dem Namen „Ei-wol“ bekannt.

Die jetzige Batterie-Hühnerhaltung ermöglicht täglich frische Eier.



Waldplätze

Dem Willstätter Bürger stand von der Gemeinde ein Waldplatz zu. Die Waldplätze lagen Richtung Hesselhurst und waren Wiesen. Um Willstätter Bürger zu werden, mussten sich Auswärtige als Bürgersohn einkaufen. Erst dann stand ihm der Bürgernutzen zu. Während der Heuernte verkaufte „s’Pheleppe Sälmel“ (Salomea Ferber) an den neuen Brücken, Richtung Hesselhurst, Getränke.

Einladung zur Beerdigung

Nicht alle Bürger konnten sich eine Tageszeitung leisten, ebenso wenig eine Todesanzeige in der Tageszeitung veröffentlichen.

Es war eine Ehre, wenn man „zu d’Licht sa“ durfte. Meistens waren es Kinder aus der Verwandtschaft oder Nachbarschaft, die dieses Amt übernehmen durften.

Die Kinder wurden straßenweise eingeteilt. Sie gingen von Haus zu Haus und sagten: „Morn Nommeda um zweij esch d’Licht.“ (Morgen Nachmittag um zwei Uhr ist die Beerdigung.) Manche Einwohner erfuhren erst zu diesem Zeitpunkt, dass jemand aus der Gemeinde gestorben war.

Bis etwa 1955 wurden die Einwohner auf diese Weise über einen Todesfall informiert.



Der Verstorbene blieb bis zur Beerdigung im Hause. Am Abend vor der Beerdigung versammelten sich Verwandte und Nachbarn bei der Trauerfamilie, um ihr Mitgefühl zum Ausdruck zu bringen.

Am Tag der Beerdigung und bei gutem Wetter wurde der Verstorbene im Hof, sonst im Haus aufgebahrt und mit Kränzen und Blumen geschmückt. Vor dem Gang auf den Friedhof sprach der Pfarrer im Trauerhaus ein Gebet.

Der Sarg und die Kränze wurden mit dem von einem Pferd gezogenen Leichenwagen auf den Friedhof gefahren. Das Pferd bekam eine schwarze Decke übergelegt. Hinter dem Trauerwagen lief die Trauerfamilie und anschließend die Trauergemeinde. Auf besonderen Wunsch fand die Trauerfeier in der Kirche statt. Je nach Bekanntheitsgrad war es ein großer oder kleiner Trauerzug. Dieser Brauch endete, als eine Friedhofskapelle mit Kühlräumen erbaut und am 17. Juli 1966 eingeweiht wurde.

Der zunehmende Verkehr hätte diesem Brauch ohnehin keinen Raum mehr gelassen.

Bis 1978 hob der Totengräber Wilhelm Franz die Gräber von Hand aus.

Aufgebotskasten

Bis zum Jahre 2000 musste ein Heiratsaufgebot öffentlich bekannt gemacht werden.

Das Aufgebot wurde im Schaukasten am Rathaus veröffentlicht. (Man hing im Käscht'l.)

Bis etwa 1990 war es Sitte, dass Nachbarn, Freunde und Verwandte in hiesigen Geschäften kleine Kunstblumen kauften, die sie auf dem Rathaus



abgaben. Ein Rathausbediensteter drapierte die Blumen um das Aufgebot. Die Anzahl der Sträuße hing von der Bekanntheit des Hochzeitspaares ab.

Knicks und Diener

Was heute nur noch in Königshäusern praktiziert wird, war bei uns bis etwa vor 40 Jahren Pflicht.

Mädchen mussten, wenn sie jemand begrüßten, einen Knicks machen, die Buben einen Diener.

Neujahr sagen

Am 1. Januar wünschten Schulkinder den Nachbarn, Verwandten und Bekannten ein „gutes neues Jahr“. In der Regel sagten die Kinder einen Vers auf. Dafür bekamen sie 10, 20 oder 30 Pfennig oder Süßigkeiten. Bei Wohlhabenden gab es schon mal ein 50-Pfennig-Stück.

Wäsche waschen war eine Prozedur

Weil das Wasser aus dem häuslichen Schöpfbrunnen meistens rostig war, wurde das Wasser mit einem Leiterwägelchen im Waschkessel oder Zuber am Bach, an der Kinzig oder am Rötzgraben (Reesgrawe) geholt. An Regentagen wurde das Regenwasser aufgefangen. Dieses Wasser war weicher und eignete sich auch hervorragend zum Haare waschen.

Der Waschtage musste geplant werden und begann sehr früh am Morgen. Tags zuvor wurde die Schmutzwäsche (Bett- und Leibwäsche) einge-



weicht, damit sich der Schmutz leichter löste. Am Tag darauf wurde sie leicht ausgewaschen und auf dem Küchenherd im Waschkessel gekocht und mehrmals mit dem „Wäschbengel“ bewegt.

Nach Erkalten der Waschbrühe wurde die Wäsche ausgewaschen, ausgewrungen und an der Kinzig, am Bach oder Rötzgraben „ausgeschwängt“, bis keine Seifenblasen mehr im Wasser zu sehen waren. Für das heutige Umweltverständnis wäre dieser Spülvorgang nicht mehr denkbar. Bettbezüge, Leintücher, Tischdecken und größere Wäscheteile legte man auf die Gewässerwiesen zum Bleichen. Man besprengte die Wäsche zwischendurch mit Wasser, um einen blütenweißen Effekt zu erreichen. Blendend weiße Wäsche war für die Hausfrauen jener Zeit sehr wichtig.

Die Buntwäsche wurde in gleicher Weise gewaschen, nur nicht gekocht und gebleicht, dafür kräftig gebürstet.

An Regentagen und im Winter musste die Wäsche daheim und viel umständlicher gewaschen und getrocknet werden.

Es gab auch Waschfrauen, die in den Häusern die Wäsche wuschen, um etwas Geld und Essen zu verdienen. Sie kamen oft mit blutenden Fingern nach Hause.

Im Rötzgraben „schwängte“ man nicht nur die Wäsche, er war an warmen Samstagen auch Treffpunkt für die anstehende Wochenend-Körperpflege.



Festjungfern etwa 1930

Hier trafen sich Kinder und Jugendliche zum Waschen. Die Unterhosen und das Hemd behielt man an. Am Ende „dunkte“ (untertauchen) man sich noch im Wasser, damit alle Körperstellen nass wurden.

In unserem Ort gab es nur in wenigen wohlhabenden Häusern eine Zinn- oder Kupferbadewanne. Einfache Leute badeten im „Wäschbedd'l“ (Zuber).

Festjungfern und Däfelesbuewe

Vereinsfeste waren Höhepunkte im dörflichen Leben. Sie bildeten oft die einzige Abwechslung im entbehrungsreichen, täglichen Ablauf.

In der Vergangenheit trafen sich in unserem Ort Leute im Lese-, Schützen- und Radfahrverein. Es gab eine sehr lebendige Theatergruppe, die im großen Engelsaal bis in die 1930er-Jahre ihre Aufführungen präsentierte. Während des Krieges fanden keine Theatervorführungen statt. Erst wieder nach dem 2. Weltkrieg formierten sich Theaterbegeisterte und führten in der alten Turnhalle viele Operetten und Theaterstücke auf. Für die kulturell ausgehungerten Einwohner waren diese Darbietungen Höhepunkte. Die Einwohnerschaft freute sich auf die Monate Januar und Februar, in denen



100-jähriges Jubiläum der Teutonia 1953



Festwagen „Es klappert die Mühle“



*Walter Ferber als Graf Reinhard I.
Erika Jockers als Gräfin Maria E.*

die Vorstellungen dreimal aufgeführt wurden. Vorgenannte Vereine gehören längst der Vergangenheit an.

Die Vereinsfeste mit Umzügen waren stets etwas Herausragendes.

In besonders guter Erinnerung blieb das 100-jährige Sängerfest der Teutonia im Pfarrgarten. Ein großer Umzug mit Darstellungswagen und Gasthöfen bewegte sich durch das geschmückte Dorf. Allen voran die Festjungfern und die Däfelsbuewe. Die jungen Mädchen waren bis vor dem 2. Weltkrieg weiß gekleidet. Die Buben, die die Tafeln mit dem Namen des Gastvereins tragen durften, hatte ihre Anzüge an, sofern sie eines besaßen. Nach dem Krieg zog man sich einfach nur schön an. Auch der Musikverein, Turnverein und die Feuerwehr feierten so ihre Feste. In der Neuzeit finden solche Vereinsfeste in der Hanauerland-Halle statt.

Quellen:

Johann Jockers, Ortschronist †
Ortschronik „Willstätt im Wandel der Zeit“

Zeitzeugen:

Marie Künster geb. Groth
Marie Steinmetz geb. Lutz
Martha Blumann geb. Franz
Marianne Anselm geb. Pfozter
Ingrid Hahn geb. Schwarz
Fritz Fuhri, Bürgermeister i. R.
Ernst Cleiß, Pfarrer i. R.
Erich Knauer

Bildmaterial:

Gemeindeverwaltung Willstätt
Marie Steinmetz geb. Lutz
Anna Wägel geb. Hilzinger
Marie Künster geb. Groth
Erna Fehrenbach geb. Hetzel
Gisela Busch geb. Schuler
Gisela Pallentin geb. Hoffmann
Erika König geb. Hilzinger
Dorle Hilzinger
Fritz Greth †
Herbert König

Mitgedacht haben:

Mariele Steinmetz
Mariele Künster